

SCHRIFTENREIHE LITERATUR DES
INSTITUTS FÜR ÖSTERREICHKUNDE

Herausgegeben von Friedbert Aspetsberger
Band 12

Geschlechter. Essays zur Gegenwartsliteratur

Herausgegeben von
Friedbert Aspetsberger und
Konstanze Fliedl

StudienVerlag Innsbruck-Wien-München-Bozen

*Gedruckt mit Unterstützung durch das Bundesministerium für
Bildung, Wissenschaft und Kunst in Wien, das Bundeskanzleramt
(Sektion II, Kunstangelegenheiten) und den
Magistrat der Stadt Wien.*

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Geschlechter : Essays zur Gegenwartsliteratur / Friedbert
Aspetsberger ; Konstanze Fliedl (Hrsg.). - Innsbruck ; Wien ;
München : Studien-Verl., 2001
(Schriftenreihe Literatur des Instituts für Österreichkunde ; Bd. 12)
ISBN 3-7065-1647-0

© 2001 by StudienVerlag Ges.m.b.H., Amraser Straße 118,
A-6010 Innsbruck

Layout: Andrea Rupp

Umschlaggestaltung: A & U unter Verwendung eines Ausschnitts von
„Modo col quale ...“ von G. B. Piranesi

Alle Rechte vorbehalten: Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck,
Fotokopie, Mikrofilm oder in einem anderen Verfahren) ohne schriftliche Geneh-
migung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlor- und säurefrei gebleichtem Papier.

Inhalt

VORWORT: Ziemlich stabile Schwierigkeiten, eigentlich
erschreckende Indikatoren, ein Weniges zu den Essays 7

Grundlagen: Literaturwissenschaft – Psychoanalyse – Philosophie

MARIANNE SCHULLER: ‘Geschlecht’ als literaturwissen-
schaftliche Kategorie? Am Beispiel von Kleists Erzählung
Die Verlobung in St. Domingo 15

INGVILD BIRKHAN: Psychoanalytische und philosophische
Gendergesetze und die literarische Gestaltung einer
Grenzgängerin zwischen Unwissenheit und kulturellem
Vergessen 25

UTE LIEPOLD: Die Vulva der Uterus die Harnblase die
Gedärme. Zum Verhältnis von Körper und Schrift 40

Wahnsinnsfrauen, kalte Mädchen, alte Herren, neue Fräuleins

CHRISTIANE ZINTZEN: Auf der Überholspur in die
Nervenklinik: Helene Druskowitz (1856-1918) 65

ANDREA CAPOVILLA: Fiktionalisierungen der „Neuen Frau“ im Kontext der Neuen Sachlichkeit – Frieda Geier, Helene Willfüer, das „kunstseidene Mädchen“	96
WENDELIN SCHMIDT-DENGLER: Drei Misogyne: Doderer, Bernhard und ich	114
DANIELA STRIGL: Fräulein- und andere Wunder – Galvagni, Röggl & Co	131
Kontexte: Poesie – Kunst – Politik	
ARNO DUSINI: Sex & Rhyme. Baustein zum Konzept eines „poetical gender“	155
ILSEBILL BARTA: „Handlung des Lebens“. Geschlechtsspezifische Körpersprache im Zeitalter der Aufklärung	181
EVA ROSSMANN: Lasciate ogni speranza?	209
Biographien der BeiträgerInnen	235

Ziemlich stabile Schwierigkeiten, eigentlich erschreckende Indikatoren, ein Weniges zu den Essays

Vorwort

Die jährlichen Fortbildungstagungen für Gegenwartsliteratur des Instituts für Österreichkunde widmeten sich schon mehrmals, entweder als Tagung¹ oder in einzelnen Beiträgen zu den Tagungen, der literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung. Das ist kein Zufall. Nach der Faszination des Politischen in den 60er und 70er Jahren, als Politik und historische Lage ohne weiteres der Literatur vermittelbar schien, und nach der folgenden Auflösung der traditionellen systematischen Aspekte der Ästhetik in die Diskurse der Konstruktivismen bzw. der Postmoderne, scheint sich seit geraumer Zeit die Frage nach den Geschlechterverhältnissen in der Sprache und Literatur genau so gut wie die vorhergehenden Trend-Felder für ein *mainstreaming* zu eignen. Tatsächlich gehört es heute zur minimalen Allgemeinbildung, über die geltenden Geschlechter- und Kulturkonstruktionen halbwegs unterrichtet zu sein. *Gender Studies* werden auf immer zahlreicheren Gebieten der Wissenschaft betrieben, weil sie das Falsche des bestehenden Bildes der Wirklichkeit zeigen (wenn auch nicht das Richtige, bestenfalls das derzeit Nötige) und also neue Erkenntnisse ermöglichen. Sie lassen aber auch philologisch ziemlich ausgewaschene Probleme und Texte wieder in überraschenden Kontrasten erstrahlen, eröffnen neue Tiefengänge bis in die Fasern und fordern und liefern wirklich befriedigende Resultate: denn in der geschlechterstrukturierten Ästhetik waren die Dichter, naturgemäß oder ganz absichtlich, schon seit jeher auch dort zu finden, wohin Erforscher und Publikum der Literatur erst neuerdings schauen. In der geschlechterstrukturierten Wirklichkeit.

*

Die Geschlechterverhältnisse figurieren auch als einer der Hoffnungsträger für Innovationen in den *kulturwissenschaftlichen* Methoden, in denen interdisziplinär die Alltage und populären Formen der Kultur

Ute Liepold

Die Vulva der Uterus die Harnblase die Gedärme Zum Verhältnis von Körper und Schrift

I.

Für Menschen unzugänglich weit draußen im Meer, dort wo das Wasser so paradiesisch blau ist wie die schönsten Blätter der Kornblume und klar wie Bergkristall – in unvorstellbarer Tiefe – dort wohnt also das Meervolk.

In einem Reich, in dem die seltsamsten Bäume und wunderbarsten Pflanzen wachsen, die in ihrem Wuchs so zart beschaffen sind, daß sie sich durch jede Bewegung des Wassers rühren und den Anschein erwecken, sie seien selbst Lebewesen. Zwischen den Pflanzen leben viele Arten von Fischen, und an der allertiefsten Stelle liegt das Schloß des Meerkönigs. Gebaut aus Korallen und Bernstein, gedeckt mit einem Dach aus Muschelschalen. In jeder einzelnen ist eine schillernde Perle zu finden, von der eine einzige einem Menschenkaiser, hätte er sie in seiner Krone, höchstes Ansehen verleihen würde.

Der König des Meeres lebt unter seinem Muscheldach seit vielen Jahren als Witwer, doch seine alte Mutter führt die häuslichen Angelegenheiten mit großer Umsicht.

Die Königinmutter liebt ihre sechs Enkelinnen, die kleinen Meerjungfrauen über alles – und von allen Prinzessinnen ist die jüngste – ganz so, wie sich das für ein Märchen gehört – die allerschönste. In der Originalversion von Hans Christian Andersen heißt sie die „kleine Seejungfrau“, von Walt Disney wird sie den Namen „Arielle“ erhalten. Ihre Haut, so zart wie ein Rosenblatt, die Augen so blau wie das Meer, wenn sich darin der Himmel spiegelt – aber wie alle anderen Meeresbewohner hat sie keine Füße, sondern an deren Stelle einen Fischschwanz.

Die Prinzessinnen vertreiben sich die Zeit mit dem Spiel in den prächtigen Sälen des Schlosses und mit Gartenarbeiten im Schloßgarten. Bei Windstille scheint die Sonne bis auf den Meeresgrund

durch und der blaue Glanz des Meeres erweckt den Anschein, hoch oben im Himmel zu sein, „das Wellengekräusel der beschienenen Wolken, ich selbst ein Teil dieser Vibration (...)“¹.

Bepflanzen die anderen fünf Prinzessinnen ihre Blumenbeete in den Formen von Meeresmotiven, so gestaltet die jüngste Prinzessin ihr Beet rund wie die Sonne und rot wie Blut. Sie ist von ihrer Wesensart anders als alle anderen, ein wunderliches Kind, nachdenklich und still. Während die anderen Schwestern ihre Beete mit den verschiedensten Fundgegenständen aus gestrandeten Schiffen schmücken – so ist die Wahl der Dekorationsgegenstände des Beetes der Jüngsten schon ein Vorzeichen ihrer Geschichte, die uns besonders interessieren wird: Außer den rosenroten Blumen, die der Sonne hoch oben gleichen, will sie nur eine einzige Bildsäule haben, die einen zarten Menschenknaben, in Marmor gehauen, darstellt.

Die Unterwasserwelt, so wie sie hier von Andersen beschrieben wird, ist eine Welt der Fülle und des Genießens. Diese Welt ist eine der Heiterkeit, des Flutens, der Freude und Geborgenheit, sie ist intrauterin. Das, was bei Hélène Cixous das „weibliche Genießen“ und bei Luce Irigaray die „vielfältige Lust“ bedeuten². Später mehr davon.

Das Leben ist eingebettet in einen fließenden Strom, der die Unterwasserwesen umspült und sie in einen paradiesischen Zustand einbettet. Diese Art des Lebens impliziert aber vorerst auch ein Problem: Es gibt keine Erkenntnis, das Wissen um die Welt, die andere Welt, das Leben über Wasser, ist ausgeschlossen. Genießen, so Jacques Lacan, ist ohne Mangel, aber auch ohne Begriff. Genießen und Wissen schließen sich aus.

Während die fünf Schwestern der kleinen Meerjungfrau innerhalb der Unterwasserwelt zufrieden leben, kein Begehren entwickeln, nicht begreifen, daß es eine gänzlich verschiedene andere Welt gibt – erlebt die jüngste der Schwestern die Verführung durch den Anderen: Denn Begehren ist, mit Lacan gesprochen, immer Begehren des Anderen. Die kleine Meerjungfrau entwickelt eine Unruhe, fühlt einen Mangel, wird von der Versuchung der Menschenwelt ober Wasser erfaßt, und fällt aus dem Genießen heraus. Bald gibt es nichts Schöneres im Leben der kleinen Meerjungfrau mehr, als von der Welt der Menschen zu hören. Alles, was die weise Großmutter über Menschen, Tiere, Schiffe und Städte wußte, mußte sie ihrer Enkelin berichten. Was der Kleinen besonders gefiel, war der Um-

stand, daß die Blumen auf der Erde duften sollten, denn das taten sie am Grund des Meeres nicht und daß die Fische, die man dort zwischen den Zweigen der Bäume sah, singen konnten.

Ganz unerreichbar war diese Welt für die Prinzessinnen nicht, denn zum fünfzehnten Geburtstag einer jeden würde der König dieser die Erlaubnis erteilen, im Mondschein aufzutauchen und auf einer Klippe sitzend die vorbeiziehenden Schiffe, die Städte und Wälder zu betrachten. Die älteste Prinzessin würde bald hinauf dürfen, doch die Jüngste – und gerade diese sehnt sich am allermeisten nach der Welt der Menschen –, würde als letzte dran kommen und hatte so noch sechs Jahre zu warten. Als die Älteste zurückkam, wußte sie vieles zu berichten, doch am allerschönsten erschien ihr der Anblick der Küstenstadt. Die zweite Schwester, die von ihrem Besuch der Erde zurückkam, fand den Anblick des Abendrots am schönsten. Die dritte Schwester, die Mutigste von allen, schwamm einen Fluß aufwärts seiner Quelle entgegen: Sie berichtet von den Menschenkindern, die nackt und ohne Flossen und Fischschwanz auf dem Wasser schwimmen können. Die vierte Schwester bleibt weit draußen auf dem Meer und findet die unendliche Weite unter dem Himmel am allerschönsten. Die fünfte Schwester hat gerade im Winter Geburtstag und so sah sie Eisberge und ein Gewitter.

Wie sehr die Prinzessinnen auch von ihrem Auftauchen begeistert sind, so wird ihnen das Recht des Auftauchens, das sie sich mit dem Eintritt in das Erwachsenenalter erwerben, schnell gleichgültig. Sie bleiben in der Struktur des Genießens, werfen innerhalb dieser Struktur einen Blick auf die Überwasserwelt – um sie dann wieder zu vergessen.

Die Jüngste der Prinzessinnen muß noch immer warten, und weil sie keine Tränen hat, so wie alle Meeresbewohner, sind ihre Leiden noch viel größer als die der Menschen. Und als der Tag ihres fünfzehnten Geburtstages gekommen ist, steigt sie so leicht wie noch keine vor ihr empor in das Reich der Menschen.

Sie spürt in ihrem Leiden den Mangel und sie trachtet danach, ihn zu schließen. Mit ihrem Auftauchen verläßt sie die Welt des Fließens. Das marmorne Bild ist das Zeichen für die andere Welt, mit Lacan der phallische Signifikant. Das erste Zeichen, das alles in Gang setzt, der Repräsentant der anderen Welt. In dem Bild wird der Mangel repräsentiert, es ist der Signifikant des Mangels. Nun sucht sie das Andere.

Es ist gerade Sonnenuntergang, und ein prächtiges Schiff, beleuchtet mit hunderten bunten Laternen, liegt vor ihr. Die kleine Meerjungfrau nähert sich und sieht in der Kajüte eine Vielzahl von festlich gekleideten Menschen, der Schönste von allen der junge Königssohn.

Als nun ein Unwetter aufkommt, deutet die Prinzessin das heftige Schaukeln des Schiffes zunächst – noch ganz in der Anschauung ihrer Unterwasserwelt – als lustige Fahrt. Doch bald muß sie erkennen, daß sich das Schiff in großer Not befindet – und mit ihm die Festgäste und der Prinz. Und als das Schiff im Begriff ist zu kentern, sucht sie den Prinzen. Sie findet ihn, als er gerade in den hohen Wellen zu versinken droht. Im ersten Moment freut sie sich, denn nun kommt er – nach der Unterwasserlogik – zu ihr herunter – doch dann wird ihr klar, daß in der Oberwasserwelt andere Gesetze herrschen und Menschen nicht im Wasser leben können. Also würde der Prinz nie anders als tot zu ihr gelangen können. Deshalb nimmt sie ihn in die Arme und hält seinen Kopf die ganze Nacht über Wasser. Die kleine Seejungfrau rettet den Prinzen vor dem drohenden Untergang in den Strömen des Genießens. Die Unmöglichkeit des Übergangs in die andere Sphäre gilt auch für die Menschen über dem Meeresspiegel: Die Welt des Fließens, Flutens, der mimetischen Kraft ist eine Bedrohung für festumrissene Identitäten, für eindeutige logische Begriffe, letztlich: die abendländische Vernunft. Abenteuerliche Seefahrten, von Homers »Odyssee« bis zu Melvilles »Moby Dick«, zeugen von der gefährlichen Anziehungskraft, die das Reich des Fließens auf sich heroisierende Subjektivierungsformen ausübt. Wer sich zu nahe an die Grenze der Vernunft heranwagt, wird mit dem Wahnsinn oder gar Tod bestraft. Davon erzählen die Epen, und Lacan sagt in seiner späten Theorie nichts anderes.

Als die Sonne aufgeht, ist von dem Schiff nichts mehr übrig, aber in den Körper des Prinzen kehrt wieder Leben zurück. Die Lippen gewinnen an Farbe, aber die Augen bleiben geschlossen. Die kleine Seejungfrau küßt ihn und sieht, daß er sie an ihr Marmorbild, den Signifikanten des Mangels in ihrem Unterwassergarten, erinnert. Als sie nun festes Land erreicht, bettete sie ihn in den Ufergarten eines Klosters und beobachtet vom Meer aus, wie der Prinz von einem Mädchen gefunden wird.

Die kleine Seejungfrau kehrt nun in die Unterwasserwelt zurück und wird noch nachdenklicher und stiller, als sie es je gewesen war.

Und als sie ihr einsames Leid nicht länger ertragen kann, zieht sie ihre Schwestern und einige Freundinnen ins Vertrauen – und sie hat Glück und Unglück zugleich, denn eine der Freundinnen weiß um den Prinzen und sein Königreich.

Dort weilt die kleine Meerjungfrau von nun an nächtens im Meer oder schwimmt im Mondschein so nah ans Ufer, daß sie den Prinzen sehen kann. Und sie fängt an, die Menschen zu lieben. Ihre Liebe wird immer größer und mit dieser ihr Wunsch, in der menschlichen Welt leben zu können.

Auf dem Hofball, auf dem die Bewohner des Meeres zu ihrem eigenen Gesang tanzen, freut sich die Prinzessin einen kurzen Augenblick über den Beifall und die Bewunderung der anderen, denn sie weiß, daß ihr die schönste Stimme des Meeres und der Erde gehört. Solche Stimmen hat kein Mensch auf der Erde je gehört, und noch einmal schöner als alle anderen singt die Meerjungfrau. Noch auf dem Fest jedoch schwört sie sich, alles zu wagen, um ein Mensch zu werden. Und während die Schwestern im Schloß tanzen, tritt sie den Weg zur gefürchteten Meerhexe an, um sie um Rat zu bitten. Inmitten von Polypen, Kröten und fetten Wasserschlangen findet sie die Hexe vor. Ein Reich der Unterwelt, wie der Hades der antiken Mythologie. Ein Zeichen, daß die gesamte Existenz auf dem Spiel steht: Denn nur, wer die Untiefen gesehen hat, kann neue Erkenntnisse gewinnen.

„Ich weiß wohl, was du willst“, sagt die Hexe, „dumm genug ist es von dir, aber du sollst deinen Willen haben, denn er wird dir Unglück bringen, mein reizendes Kind. Du willst deinen Fischschwanz hergeben und dafür zwei häßliche Stützen zum Gehen bekommen. Der junge Königssohn soll dich lieben, mehr als sich selbst, damit du ein Mensch werden kannst.“ Die Hexe verspricht einen Trank zu brauen, der die Kraft hat, den Schwanz in zwei Beine zu spalten – doch unter unerträglichen Schmerzen. Und jeder Schritt wird schmerzen wie auf Messersklinge. Und vor allem: die Verwandlung zum Menschen ist endgültig, es gibt kein Zurück. Auch die Drohung, daß im Falle, daß sich der Prinz mit einer anderen vermählt, sie selbst sterben wird, schreckt die kleine Seejungfrau nicht ab von ihrem Vorhaben.

Die Prinzessin ist also im Bilde, daß sie sich auf eine große Gefahr einläßt, und sie trifft ihre Entscheidung. Es ist eine Entscheidung des Willens, sie möchte sich einen Begriff machen. Als Lohn für ihre Hilfe

fordert die Hexe das Beste, das die Prinzessin besitzt: ihre Stimme. „Aber wenn du mir meine Stimme nimmst“, sagt die kleine Seejungfrau, „was habe ich dann noch?“

Die Prinzessin ist bereit, die Sterblichkeit zu wählen, und sie läßt sich die Zunge abschneiden und ist von nun an stumm. Der Wechsel von der einen in die andere Sphäre fordert seinen Tribut: Man wird das Wesentliche verlieren, wenn man vom Genießen in die Vernunft auftaucht, und umgekehrt. In diesem Stimmverlust liegt nun das Hauptmotiv der Geschichte, das für eine feministische Interpretation fruchtbar zu machen ist: Sie wird mit dem Eintritt in diese andere Welt, die als patriarchale Ordnung des Gleichen gelesen werden kann, zum ohnmächtigen Fremdwesen.

Dazu Luce Irigaray in Bezugnahme auf Lacan:

Es gäbe also *für die Frauen* kein irgendetwas mögliches Gesetz ihres Lustempfindens. Ebenso wenig einen Diskurs. Ursache, Wirkung, Zweck... das Gesetz und der Diskurs haben System. Und wenn die Frauen – ihm zufolge – von ihrem Lustempfinden nichts sagen, nichts wissen können, dann deshalb, weil es sich in keiner Weise in und durch eine Sprache einordnen läßt, die in irgendeiner Hinsicht die ihre wäre. Oder... die seine?³

Nur von der Ferne nimmt die kleine Seejungfrau nun Abschied vom vertrauten Schloß, steigt zur Erde auf und nimmt den Trank zu sich. Als sie vom Königssohn gefunden wird – sie hat bereits Menschen-gestalt angenommen – führt dieser sie ins Schloß. Er nennt sie ein armes Findelkind, schließt sie ins Herz und vertraut ihr an, daß er seine vermeintliche Retterin, das Klostermädchen, heiraten wird. Und die Meerjungfrau kann ihm nicht mitteilen, daß sie es war, die ihn gerettet hat, daß er ihr sein Leben verdankt. Der Königssohn tut das Falsche, und die Seejungfrau kann ihn nicht davor bewahren, weil sie ihre Stimme verloren hat. Der Schluß bei Andersen ist drastisch:

Der Königssohn heiratet das Klostermädchen, die Meerjungfrau könnte den Fluch, demzufolge sie sterben muß, noch in der Hochzeitsnacht bannen. Ihre Schwestern bringen ihr einen Dolch, mit dem sie den Königssohn töten müßte – die Seejungfrau zieht den eigenen Tod vor.

Bei Walt Disney geht, wie könnte es anders sein, diese Geschichte gut aus: Arielle wird, mit der Zauberkraft ihres Vaters Triton, in eine Menschenfrau verwandelt, vermählt sich mit Prinz Erik, und die böse Hexe Ursula wird vernichtet. Bloß, in Arielles Töchterchen

Melody breitet sich die Sehnsucht nach ihrem Ursprung in der Wasserwelt wieder aus, und die Abenteuer beginnen von Neuem, unter dem Titel: »Arielle 2«.

Die Sejungfrau hat das Abenteuer der Erkenntnis gewagt, das, wenn man Friedrich Nietzsche und anderen folgt, die ganze Existenz aufs Spiel setzt und das Dasein gefährdet. Die Sejungfrau ist nicht in der Obhut der geschwisterlichen Gemeinschaft geblieben und hat den Mut zum Vordringen in neue Sphären bewiesen. Hat nicht jede wirkliche Erkenntnis auch mit diesem Mut des Alleingangs zu tun? Mit der Waghalsigkeit, die bewährten Auffangnetze zu verlassen, weil diese das Denken zurückhalten und einschnüren?

Diese Geschichte, ich lese sie als Geschichte der zwei Welten, erzählt die Unmöglichkeit der Überschreitung. Die Unterwasserwelt, die Welt des Flüssigen von Irigaray und des Weiblichen von Cixous. Die Welt des Genießens entläßt die Prinzessin stumm, sie verliert das, was sie der Welt der Begriffe voraus hat, oder sie kann zumindest nicht mehr davon erzählen.

Lassen Sie uns in der Folge die Theorien von Irigaray und Cixous ein wenig ausleuchten und dabei folgende Fragestellungen bedenken: Wie nämlich ein Doppelspiel möglich ist, in dem man in die Welt des Wissens vorstößt, ohne die Stimme zu verlieren, die über die Sphäre des Genießens, des Körpers, des Nicht-Begrifflichen erzählen könnte. Wie kann das Fließen, Fluten, das Geschmeidige, Vielfältige, Nicht-Starre erhalten bleiben, wenn man es in Begriffe faßt? Wie kann vom Unsagbaren gesprochen werden? Wie kann diese Welt transformiert und artikuliert werden? Ein Weg des Hin und Her eröffnet werden, ein Hin- und Hertragen im Fährmannssinn von einem zum anderen Ufer? Welche Stimme hat die Bewohnerin der Unterwasserwelt gehabt und welche verliert sie? Es geht also um die Vermittlung der zwei Welten, das Wechselspiel von Offenheit und Verschießen, von Wahrhaftigkeit und Strategie.

II.

Geschichtlich sind wir die Hüterinnen des Körperlichen, wir haben diese Hut nicht aufzugeben, sondern müssen sie als die unsrige identifizieren, indem wir die Männer auffordern, aus uns nicht „ihre Körper“, ein Unterpand ihrer Körper zu machen.⁴

Eine Behauptung ist bisher geblieben, daß die Unterwasserwelt, die Welt des Meeres, eine Art Chiffre für eine weibliche Sphäre sein soll.

Lassen Sie mich nun versuchen, diese These näher zu beleuchten und plausibel zu machen.

Wissend um den Umstand, daß in der Geschichte des Denkens der Bereich des Nichtfesten von jeher den Frauen zugeschrieben wurde, nimmt Irigaray diese Affinität für ihre Theorie des Weiblichen auf. Sie spricht von einer „Komplizenschaft zwischen der Rationalität und einer Mechanik des nur Festen“⁵, und betont: „Historisch sind die Eigenschaften des Flüssigen dem Weiblichen überlassen worden“⁶.

In Irigarays Philosophie hat die Assoziation der weiblichen Flüssigkeit mit Fluß, Nicht-Identität und Nähe einen zentralen Stellenwert, weil, so Irigaray, das Patriarchat selbst das Reich des Flüssigen, Unlozierbaren der Weiblichkeit überlassen hat.

Für Irigaray hat die patriarchale Metaphysik das ontologische Primat von Frau und Flüssigem verdrängt. Das Vergessen der Fluida nimmt am Muttermord teil, der entsprechend dem Irigarayschen Ursprungsmythos die abendländische Kultur begründet. „Er (der Mann, das Subjekt der Vernunft, Anm. UL) beginnt zu sein in den Flüssigen und dank ihrer.“⁷

„Das Element des Meeres ist also zugleich das Fruchtwasser (...) und es ist ebenso, so scheint es mir, etwas, welches das weibliche Genießen sehr gut darstellt.“⁸

Irigaray charakterisiert das Sprechen der Frau als flüssig. Die ersten Thesen dazu finden sich in »Das Geschlecht, das nicht eins ist«:

Dennoch, Es spricht die Frau. Aber nicht „ähnlich“, nicht „gleich“, nicht „identisch mit sich“ noch mit irgendeinem x etc. Kein „Subjekt“, außer es wäre durch den Phallogkratismus transformiert. Es spricht „flüssig“, selbst in den paralytischen Kehrseiten dieser Ökonomie. Symptome des einen: Es kann nicht mehr fließen, noch sich berühren... Man wird begreifen können, daß sie das dem Vater und seiner Morphologie zur Last legt.⁹

Entlang der Unterscheidungslinie von rationalem Diskurs, der seine Kohärenz über Verleugnung, Verdrängung und Ausschluß erhalten möchte, und dem metonymischen Diskurs des Unbewußten, das tendenziell darauf ausgerichtet ist, „alles“, „die ganze, unzensurierte Wahrheit“ zu sagen, wenn auch unorganisiert und verworren, wird Irigarays Kennzeichnung eines flüssigen Sprechens augenfällig: „daß Es sich leicht von Strömen durchqueren läßt, in Funktion seiner Leitfähigkeit für Strömungen, die aus anderen Flüssigkeiten kom-

men oder durch die Wände eines festen Körpers hindurch wirken.“¹⁰ „Warum soll sich aufrichten / erigieren als ein Festes mehr Wert sein denn als Verfließen als Flüssiges von Zweien?“

Irigarays Methode, sich mimetisch an patriarchale Zuschreibungsmuster anzunähern und diese affirmativ umzuschreiben sowie die Theoriebildung strikt an die weibliche Körpermorphologie anzubinden, hat ihr innerhalb der feministischen Rezeption scharfe Vorwürfe des Essentialismus eingebracht. Und dennoch soll ihr Einsatz innerhalb einer feministischen Theoriebildung nicht leichtfertig über Bord geworfen werden, weil Irigaray sich nicht essentialistisch, sondern materialistisch zu begründen versucht, was sich darin ausdrückt, daß ihre Begriffe kein Wesen der Frau festmachen, sondern selbst einem ständigen begrifflichen Durchfluten gleichen, das in immer neuen Wellen immer neue Formen gebiert. Bei näherer Betrachtung erweist sich das Denken von Irigaray selbst als ein herausragendes Beispiel in der oben angesprochenen Kunst der Übersetzung, das heißt in der Bewältigung der eigentlich unmöglichen Aufgabe, von der einen Sphäre, die ohne Sprache und Symbolisierung ist, in der anderen Sphäre Rechenschaft zu geben. Das Flüchtige, Fließende, Nicht-Feste zur Sprache zu bringen.

Ihre Schriften sind deshalb auch schwer zu systematisieren, weil sie, in Opposition zu männlichen Kategorisierungen, Poesie, Mimesis und Philosophie gleichzeitig sind. Irigaray betreibt, ganz gemäß ihrer Überzeugung, die vorsätzliche Liquidierung von Gattungsgrenzen und das Ineinanderfließen von verschiedenen Aussageformen.

III.

DIE CORPORA CAVERNOSA DIE VAGINALBULBI DAS SKELETT
DIE WIRBELSÄULE DIE SCHLÜSSELBEINE DIE RIPPEN DAS
BRUSTBEIN DIE OBERARMKNOCHEN DIE ELLEN DIE ELLEN-
BOGEN DIE HANDKNOCHEN DIE MITTELHANDKNOCHEN
DIE PHALANGEN DIE HÜFTKNOCHEN DAS BECKEN DAS
KREUZBEIN DAS STEISSBEIN DIE OBERSCHENKELKNOCHEN
DIE KNIESCHEIBEN DIE WADENBEINE DIE SCHIENBEINE DIE
FUßWURZELKNOCHEN DIE MITTELFUßKNOCHEN DIE BEIN-
KNOCHEN DIE MASTOIDKNOCHEN DIE ORBITANKNOCHEN
DIE KNIESCHEIBEN DER SCHAMHÜGEL DIE VULVA DER UTE-
RUS DIE HARNBLASE DIE GEDÄRME DIE NIEREN DIE MILZ
DIE LEBER DIE GALLENBLASE DER MAGEN DIE LUNGEN DAS
HERZ.¹¹

Dieser kleine Ausschnitt aus dem Werk mit dem Titel »Aus deinen zehntausend Augen Sappho« der französischen Lesben-Theoretikerin Monique Wittig zeigt, auf welche Weise sie verschiedene Distinktionen des weiblichen Körpers aus dem Zusammenhang löst und wieder neu zusammen fügt. Ich habe einige Elemente daraus zum Titel meines Vortrages gemacht, weil dieser Text als Versuch gelesen werden kann, wie durch Dekontextualisierung und Montage die verschiedenen Körperteile völlig neu entdeckt werden können, wenn sie aus der Erstarrung einer beschränkenden, binären Festlegung befreit und in einen fließenden Prozeß der Resignifizierung eingebracht werden.

Die Besonderheit dieser verflüssigenden Emanzipation liegt, abgesehen von der Unterwanderung der binären Eingrenzungen, im Entstehen eines polymorphen Chaos. Der Körper der Frau wird gerade in seiner detaillierten Beschreibung aus seiner sexuellen Kodierung befreit und somit nicht mehr als „ursprüngliche“ Geschlechtlichkeit festlegbar. Eine binäre Determination als ein geschlechtlicher Pol löst sich auf in der Vielgestaltigkeit eines sprachlichen Körpers, der in einem unaufhörlichen Signifikationsprozeß beschrieben und doch nie definiert wird. Die Sprache überströmt den Körper, durchflutet die Eingeweide, schmiegt sich mimetisch an morphologische Konturen, mit einer geschmeidigen Beweglichkeit, die dem Strömen der Meeresfluten gleicht. Eine Schreibpraxis, die von Cixous „écriture féminine“ genannt wird.¹²

Es handelt sich dabei um ein intransitives, also nicht auf ein Darstellungsobjekt gerichtetes „Körper-Schreiben“, in dem sich die besondere Trieborganisation der Frau, ihr spezifisches Unbewußtes, unmittelbar niederschlägt. Gezwungenermaßen muß dieses Schreiben Anleihen an der logozentristischen Männersprache machen – denn sie ist die Sprache der westlichen Kultur, der Welt über Wasser, in welcher der Versuch einer reinen Sprache des Genießens im Verlust der Sprache selbst endet. Ich erinnere an die kleine Seejungfrau und ihre Stimmlosigkeit.

In diesem Sinn ist das „Körper-Schreiben“ nicht die Opposition zum „Phallogozentrismus“¹³, denn diese Opposition wäre streng genommen der Sprachverlust in einem vorbegrifflichen Kosmos, sondern seine Subversion. Das „Körper-Schreiben“ führt eine Liquidierung und Auflösung der begrifflichen Konturen ein, eine Verflüssigung, in welcher sich logozentristische Eindeutigkeiten in Polysemie und Unentscheidbarkeit auflösen.

Der „weibliche“ Textkörper definiert sich über materiale Bestimmungen wie Bewegung, Gang, Gestik, Sinnlichkeit, Wahrnehmung und Stimme. Er ist in diesem Sinne an Kontingenz gebunden und gerade darin aussagekräftig, er vollzieht sich als fließender, verausgabender, endloser, und vermag dennoch, Formationen hervorzu- bringen, die zur Erkenntnis beitragen. Diese Subversion nimmt auch Gestalt an in einer radikalen Umwertung von Mangel in Fülle. Und ist es nicht so, daß sich die Werte umkehren, wenn man von der einen in die andere Sphäre wechselt: Sind die Beine nicht nur ein sehr mangelhafter Schwanz, wenn man schwimmen möchte? Ist die Luft nicht sehr unbrauchbar, wenn man Kiemen hat? Ist der Regen nicht vollkommen überflüssig, wenn die Blumen unter Wasser wunderbar gedeihen?

In dem Seminar »Geschriebene Frauen, Frauen in der Schrift« bemerkt Cixous:

Ich meine, daß die Frau auf jeden Fall die Frau ohne ist, genauer, die Frau ohne Phallus, die Frau ohne Penis. „Ohne“ kann einen positiven oder negativen Wert haben. Ohne was? Fehlt der Frau etwas oder ist sie im Gegenteil die Frau außerhalb von etwas, weder mit, noch durch etwas anerkannt? Handelt es sich um einen Mangel, d.h. um etwas, das sehr weitreichend die ganze männliche Ökonomie definiert? Oder handelt es sich um ein Bedürfnis und ein Begehren, die eine weibliche Ökonomie definieren würden?¹⁴

Die Vorgänge des „Körper-Schreibens“ sind aber weit mehr als eine reine Umwertung. Sie sind, wie schon gesagt, eine Auflösung von binären Widersprüchen in eine vielfältige und heterogene Differenz¹⁵, in welcher Bedeutung durch das „freie Spiel der Signifikanten“, das nicht mehr durch ein „transzendentes Signifikat“ geregelt ist, hergestellt wird.

Bedeutung ist nie wirklich anwesend, entsteht durch endloses Verweisen auf andere, abwesende Signifikanten. Hier bezieht sich Cixous auf Derridas Begriffe der „différance“ und der „dissemination“, die eine Kritik an der gesamten abendländischen philosophischen Tradition der „Metaphysik der Präsenz“, mit ihrer Annahme, Bedeutung sei im Wort (Logos) vollständig anwesend, darstellen¹⁶. Das Verfestigen von Bedeutung zeigt sich somit als künstliches und sogar gewaltsames Anhalten des unaufhörlichen Strömens und Fließens von Bedeutungen. Dieses Anhalten gleicht dem Errichten einer Staumau-

er, die gegen die Bewegungen der flüssigen Signifikanten errichtet wird, um Abgrenzungen vorzunehmen, die aber notgedrungen einen Rückstau verursacht und in nicht mehr kontrollierbarer Weise überschwappen kann: als perverse Gewalttätigkeit innerhalb eines patriarchalen Systems.¹⁷

In diesem Sinn wird auch der zweite Teil der Walt Disney-Adaptierung des Stoffes der kleinen Seejungfrau lesbar: Obwohl Arielle, die zu einem Menschen geworden ist, alles daran setzt, ihrem Töchterchen Melody die Abkunft aus dem Unterwasserreich zu verschweigen, bricht in Melody die ursprüngliche Sehnsucht nach dem Flüssigen wieder auf. Durch eine dicke Mauer soll Melody davon abgehalten werden, ein Verlangen nach dem Meer zu entwickeln. Doch im Verborgenen gelingt es ihr, durch ein Loch in der Mauer zu schlüpfen und sich dem Schweben in den Fluten des Meeres hinzugeben. Gleichzeitig wird sie sich in der Menschenwelt immer mehr als Fremde und Außenseiterin erleben, je älter sie wird, bis sie also, ganz wie ihre Mutter, auf eigene Faust das Abenteuer wagt, in die andere Sphäre zu wechseln. Bloß diesmal führt der Weg in die entgegengesetzte Richtung, nicht aus dem Wasser heraus, sondern zurück in das Wasser hinein.

Cixous geht es um das Auflösen der künstlichen Geschlossenheit binärer Oppositionen, die sich innerhalb des Phallogozentrismus in Opposition zur Matrix der Frau organisieren:

Diese Opposition zu der Frau verteilt sich unendlich auf alle Oppositionen, die die Kultur organisieren. Das ist die klassische, duale, hierarchisierte Opposition. Mann/Frau heißt auch automatisch groß/klein, überlegen/unterlegen... das heißt oben oder unten, das heißt Natur/Geschichte, das heißt Veränderung/Unbeweglichkeit.¹⁸

Alle symbolischen Systeme sind dieser Opposition in Paaren verhaftet – eine Dekonstruktion und Transformation der Kultur muß beim Paar „als Ort, als Kriegsschauplatz in der Kultur, aber auch als der Ort, der einer vollständigen Transformation der Relation zwischen Einen und dem Anderen bedarf und sie erfordert“¹⁹, ansetzen. Die klassische Konzeption des Identischen ist dichotom, da als Maß eine positive Größe gesetzt wird, die nicht über eine andere Einheit (z. B.: A / B), sondern über die Abwesenheit (A / Non-A) definiert wird.

Cixous geht davon aus, daß das strategische Moment hinter den Dichotomien dort sichtbar werden kann, wo Schriftliches seine Ordnung belegt:

Man muß die Kultur beim Wort nehmen, so wie sie uns in ihr Wort nimmt, in ihre Sprache... Von Anfang an wird man in eine Sprache hineingeboren und die Sprache spricht (zu) uns, die Sprache diktiert uns ihr Gesetz, ... (das) einem gewissen Typus des männlichen Wunsches (...).²⁰

entspricht. Bezugnehmend auf Derridas »Grammatologie« erläutert Cixous aber einen wesentlichen Unterschied zwischen ihrem und Derridas Denken der Schrift. Denn Derrida sieht in der Schrift eine konstitutive Abwesenheit, die sich als solche der abendländischen Metaphysik der Präsenz, wie sie im Primat des Sprechens vor der Schrift zum Ausdruck kommt, widersetzt. Für Cixous geht es nicht primär um eine quasi-ontologische Differenz, die sich in der Schrift ausbreitet, sondern um eine strategisch-aktive Kraft der Differenz. Um ein vorsätzliches, bewußtes Differenzieren.

In „Grammatologie“ behandelt er (Derrida, Anm. UL) das Schreiben im allgemeinen, den Text im allgemeinen. Wenn ich von Schreiben spreche, meine ich etwas anderes. Man muß im Augenblick verschieben; ich benutze den Begriff des Schreibens nicht so wie ihn Derrida erklärt. Ich benutze ihn in einem idealistischeren Sinne. Das erlaube ich mir. Ich befreie mich von den philosophischen Pflichten und Regeln, was nicht heißt, daß ich ihnen keine Beachtung schenke.²¹

Die Kennzeichnung eines weiblichen Textkörpers erfolgt nach Cixous nach dem Paradigma des Strömens, Flutens, Fließens: Satzgrenzen werden aufgelöst, Interpunktionen fehlen, Bildassoziationen verlieren ihre festen Bezüge, Prädikate lassen sich mehreren Satzteilen zuordnen.²² Der weibliche textuelle Körper ist immer ein fließender, sich verausgabender, und immer ohne Ende, gleichzeitig beginnt er „auf allen Seiten gleichzeitig, das beginnt zwanzigmal, dreißigmal“.²³

Dennoch fallen für Cixous die textuellen Kategorien „männlich“ bzw. „weiblich“ nicht einfach mit dem biologischen Geschlecht der Autorin / des Autors zusammen. Sie warnt sogar explizit davor, das Geschlecht des Textes mit dem Geschlecht seiner Urheberin / seines Urhebers gleichzusetzen.

Die meisten Frauen, die schreiben, haben bis heute nicht bedacht, daß sie als Frauen schreiben, sondern sie schreiben als Schrift: (...) Nicht alles was mit dem Namen einer Frau unterzeichnet ist, ist deswegen gleich eine weibliche Schrift. Das kann sehr gut eine männliche Schrift sein und

umgekehrt bedeutet die Unterschrift eines Mannes nicht, daß die Weiblichkeit ausgeschlossen wäre. Es ist zwar selten, aber es gibt Weiblichkeit in von Männern gezeichneten Schriften, das kommt vor.²⁴

Um den überkommenen Polaritäten zu entgehen, setzt Cixous in der Folge auf ein Modell der textuellen Bisexualität. Diese Bisexualität ist variabel und ständig im Wandel – es sind allerdings besonders Frauen, die für die Bisexualität offen sind und von dieser profitieren. „In gewisser Hinsicht ist >die Frau< bisexuell. Der Mann dagegen ist, wie jeder weiß, darauf fixiert, die glorreiche phallische Monosexualität im Auge zu behalten.“²⁵

Eine besondere Bedeutung erhält in diesem Zusammenhang die Frage des Bezuges zu den Dingen. Cixous unterscheidet zwei verschiedenen Herangehensweisen: die „Aneignung der Dinge“ einerseits und die „Annäherung“ an sie andererseits. Diese entsprechen den Sphären des „Eigenen“ und des „Geschenks“. Eine Ökonomie der Erhaltung, die dem Männlichen entspricht, und eine Ökonomie der Verausgabung, die dem Weiblichen entspricht. Unter der Tendenz der Erhaltung versteht Cixous die Neigung, Vorhandenes zu konservieren – was zur Erstarrung, Erhärtung, Vereisung, und in letzter Konsequenz zum Tod führt. Die Verausgabung wiederum ist gekennzeichnet durch ein nie versiegendes Entspringen, das keinen Anfang und kein Ende hat, in sich stets neue Gestalten und Formen geben kann: Sie gleicht, um wieder einmal an unsere Seejungfrau zu erinnern, dem unerschöpflichen Kreislauf des Wassers, das sich als Dunst zum Himmel und als Regen wieder zur Erde bewegt, um schließlich wieder ins Meer zu münden. Eine Beschreibung dieses unausschöpfbaren und unabschließbaren textuellen Prozesses der Verausgabung gibt Yoko Tawada:

Die Entstehung eines Textes wird vorbereitet, während ein anderer Text geschrieben wird. Durch das Schreiben eines Textes werden die neuen Ideen geboren, die aber nicht in den Text hineinpassen. Dieser Überschuß ist mit Abfall vergleichbar, er wird aus der Produktion geboren und wird für sie überflüssig oder sogar schädlich. Es ist auch kein Zufall, daß das Schreiben viel Abfall produziert, denn die Sprache hat aberwitzige Eigenschaften: Sie versucht ständig etwas anderes zu behaupten als das, was der Autor zu meinen meint. Der aussortierte Abfall, der oft wertvoller ist als das Produkt selbst, kann nicht brav ins Nichts verschwinden, er macht einen Aufstand und schreibt den nächsten Text. Und auch der

nächste Text produziert Abfall. Die Kette der Abfallproduktionen findet kein Ende, so daß man nie aufhören kann, weiter zu schreiben. Wann hat alles überhaupt angefangen? Man kann nicht sagen, wann der erste Text geschrieben wurde. Jeder Text entsteht als der zweite, als eine Abfallproduktion. Es sieht so aus, als hätte man nie angefangen zu schreiben, sondern schon immer geschrieben.²⁶

IV.

Eine Ökonomie des Viel-zu-viel, des Überschusses, Überflusses.

Entscheidend für Cixous ist, daß sich die beiden Tendenzen der Aneignung und der Verausgabung gegenseitig bedingen. Männlichkeit und männliche Wertssysteme sind nach der „Ökonomie des Eigenen“ strukturiert. Mit dem „Reich des Eigenen (propre)“²⁷ bezeichnet Cixous die Kultur, die wiederum durch die Praxis der Aneignung funktioniert.²⁸ Das Männliche sichert sich das „Einkommen“ innerhalb der kapitalistischen Ökonomie der Erhaltung, zu welchem auch die Frau zählt. Das Beharren auf Eigenem führt zu der männlichen Obsession, alles klassifizieren, systematisieren und hierarchisieren zu müssen.

...wenn die Männlichkeit in der Kultur als etwas von der Kastration Bedrohtes vorkommt, dann kann man sagen, daß der Schlag... der Widerhall dieser Kastrationsdrohung bei der Frau seinen Aufschub erfährt als Enthauptung, als Hinrichtung der Frau, als Verlust des Kopfes.²⁹

Oder, um es in unser Bezugssystem zu übersetzen: als Verlust der Zunge, als Verstummen, Sprachlosigkeit.³⁰ Was schließlich die „Schuld“ für die männliche Ökonomie ist, ist die „Gabe“ für die weibliche. Die Schuld wirkt in Gesetzen wie „Aug um Aug“, „Gabe um Gabe“, und ist Ausdruck des männlichen Strebens nach der „absoluten Äquivalenz“, denn Ungleichheit „ist immer, männlich interpretiert, ein ungleiches Kräfteverhältnis und eine Bedrohung“³¹.

Lassen Sie mich an dieser Stelle kurz auf Derridas Topos der Gabe eingehen.³² Derrida formuliert die These, daß es sich beim Gesetz immer auch um eine Gabe handelt. Das Wesen der Gabe ist gerade nicht durch deren Tauschcharakter bestimmt, denn durch die Verpflichtung zur Gegenleistung wird die Gabe als solche ausgelöscht. Sobald der Empfänger die Gabe als solche empfangen hat, ist sie in die Zirkulation der Tauschbeziehungen eingetreten und ihr Charakter suspendiert. Wenn die Gabe existiert, dann immer als bereits Verlorene:

Es ist immer notwendig, sich des Gebens zu entschuldigen, denn eine Gabe darf niemals in einem Gegenwärtigen, in einem Geschenk (dans un présent), erscheinen, weil sie dann Gefahr läuft, in der Anerkennung, im Symbolischen, im Austausch oder in der Ökonomie, mehr noch: im Gewinn annulliert zu werden. Es ist notwendig, daß einem, der als Gebender in Erscheinung tritt, vergeben wird. Aber wenn es keine Gabe gibt, sondern allein das Versprechen, so ist es immer auch notwendig, sich des Versprechens zu entschuldigen. Denn ein Versprechen ist nicht möglich und nicht einzuhalten.³³

Das, was unter Gabe verstanden wird, ist nach Derrida nur die Spur des Ereignisses der Gebung, die als solche nie stattfinden kann. Die Gabe steht immer in einer Relation zum Tausch – dennoch gelingt es diesem nicht, der ihm vorangehenden Gabe gerecht zu werden. Eine Gabe kann niemals empfangen werden, aber ihre Annahme kann ebensowenig verweigert werden. In »Sporen. Die Stile Nietzsches« setzt Derrida die Gabe in seiner Metaphorisierung der Frau in Relation zu dieser:

Die Gabe – jenes wesentliche Prädikat der Frau – die in der unentscheidbaren Oszillation zwischen sich geben/sich-geben-als, geben/nehmen sowie nehmen lassen/sich aneignen sichtbar wurde, hat den Stellenwert oder den Preis des Gifts. Den Preis des Pharmakon.³⁴

Derrida spielt mit dem englischen Begriff gift / Gabe, in dem der ambivalente Charakter zum Vorschein kommt. Indem die Gabe nicht abgelehnt, aber zugleich auch nicht einfach empfangen werden kann, ist sie immer auch vergiftet. Darin liegt auch ihre Nähe zum Gesetz. Das Gesetz ist die Gabe der Sprache. Denn auch diese entzieht sich einer Entscheidung der Annahme / Abweisung. In einem „nein“ zur Sprache findet immer schon gleichzeitig das „ja“ des Sprechens statt. In der notwendigen Bejahung der Sprache liegt der nietzscheanische Zug der Affirmation. „Warum sollten wir die Diskussion über die Frage der Positionen (...) Position-Affirmation? (...) nicht offen lassen?“³⁵

Cixous bestimmt die Gabe der weiblichen Ökonomie im Zusammenhang mit der Mütterlichkeit als die Zirkulation des Lebens. Dementsprechend versucht Cixous, mit der provokativen Definition der „écriture féminine“: „den-Körper-der-Mutter-Schreiben“, der phallogozentrischen Denktradition zu entsagen. Über die Entdeckung

der den Frauen eigenen Sprache des Imaginären soll es den Frauen gelingen, sich selbst zu finden und gleichzeitig auch die Männer zu befreien. Gegen das Gesetz des Vaters bietet Cixous den Körper der Mutter auf. Wo die kalte Ordnung des Vaters und die Trennung zwischen Symbolischem und Imaginären die entfremdete Subjekt-konstitution hervorbrachten, soll nun die Ordnung der Mutter ein Subjekt, in dem alle Utopie einer herrschaftsfreien Welt gerinnt, ermöglichen.

Cixous ist aber nicht nur Theoretikerin der „écriture féminine“, sie praktiziert diese auch als Verfahren ihres Schreibens. Indem sich Cixous einer affirmativen Echosprache bedient, gelingt es ihr, Begriffe und Zuschreibungen soweit zu treiben, bis sich der Sinn auflöst. Andererseits verschwinden, was durchaus beabsichtigt scheint, die Grenzen zwischen historischer Zuschreibung und der positiven Setzung einer programmatischen Weiblichkeit in der Schrift, und eine positive Setzung von Frau im Text wird möglich, etwa, wenn Marguerite Duras über ihr eigenes Schreiben sagt:

Ich weiß, daß wenn ich schreibe, etwas in mir zu funktionieren aufhört, etwas verstummt. Ich lasse etwas in mir Oberhand gewinnen, was wahrscheinlich von der Weiblichkeit herströmt...Es ist, als ob ich in ein wildes Land zurückkehrte... Vielleicht bin ich, vor allem anderen, bevor ich Duras bin, ganz einfach eine Frau.³⁶

Hin zum Körperlichen, zum überquellenden textuellen Körper ohne Anfang und Ende, ein Fließen, so fein, daß es durch die Maschen des männlichen Diskurses hindurch dringt.

Es müßte also so sein, daß die Frau beginnt, sich zum Beispiel der Bewegung der Wiederaneignung zu widersetzen, (...) kein Teil des männlichen Einkommens mehr zu sein, sondern im Gegenteil ein Begehren vorzutragen, (...) das mit diesem Kalkül brechen würde, in dem "ich niemals verliere, außer um mehr zu gewinnen"...um sich alles das, was es an Arbeit an Negativität gibt zu sparen und die Arbeit eines Positiven sich ereignen lassen, das sich bezeichnen wird als das lebende Andere, als das gerettete Andere, als das Andere, das nicht von der Zerstörung bedroht wäre. Die Frauen haben etwas an sich, das dieses Überleben oder dieses Beleben des Anderen, der Andersartigkeit in ihrer Unversehrtheit, organisieren könnte.³⁷

Diese Praxis des weiblichen Schreibens ist jedoch, wie schon gesagt,³⁸ nicht essentiell an den weiblichen Körper gebunden, denn Cixous geht von einer konstitutiven Bisexualität der Geschlechter aus.

Auch der französische Dichter Antonin Artaud hat, auf seine Weise, die Ganzheitsphantasien des Körpers aufgelöst und für eine fundamentale „Liquidation“ (Verflüssigung) fruchtbar gemacht: „bald Knie bald fuss, bald hinterkopf und bald ohr, bald lungen und bald leber, bald häutchen und bald uterus, bald anus und bald nase, bald geschlecht und bald herz, bald speichel und bald urin, bald nahrung und bald sperma, bald exkrement und bald idee.“ Ja, auch die Idee ist für ihn eine Form der Körperausscheidung.

Wenn auch auf gar keinen Fall identisch, so bleiben für Cixous dennoch biologisches und textuelles Geschlecht tendenziell benachbart:

Vorauszusagen, was aus der sexuellen Differenz werden wird – in einer anderen Zeit (in zwei- oder dreihundert Jahren?) –, ist unmöglich. Doch man darf sich nicht versehen: Männer und Frauen sind in ein Netz tausendjähriger kultureller Determinationen eingebunden von einer praktisch unanalysierbaren Komplexität: man kann nicht mehr von „der Frau“ oder „dem Mann“ sprechen, ohne sich im Inneren eines ideologischen Theaters zu verfangen, in dem die Vervielfältigung der Vorstellungen, Bilder, Reflexe, Mythen, Identifikationen, unaufhörlich das Imaginäre eines jeden transformiert, deformiert und alteriert und von vornherein jede Konzeptualisierung hinfällig macht.³⁹

Aber viele – biologische – Frauen sind keine Frauen im Text, und einige – biologische – Männer sind schon Frauen, im Text.

V.

Das Spiel mit der Sprache genügt sich also nicht selbst, sondern bleibt bezogen auf die Erfahrungswirklichkeit, die freilich oft fragmentarisch zersplittert und fragwürdig erscheint, in den zerklüfteten Textkörpern, die bewußt vermeiden, eine erzwungene oder nur als Illusion herstellbare körperliche Ganzheit anzustreben. Um es mit Lacan zu sagen: die Texte gehorchen einer radikalen Metonymie der Signifikanten und wissen um die Fragwürdigkeit einer vermeintlichen Vollständigkeit, die nichts anderes ist als eine Selbsttäuschung innerhalb einer bloß imaginierten Ganzheit.

Abschließend möchte ich, stellvertretend für die vielen Versuche, eine solche freisetzende Textur zu entwerfen, ein längeres Zitat aus »Magische Blätter V« von Friederike Mayröcker zitieren:

So I Hinunterpastell oder über das Wasser
was / stehendes Wasser – ist es I Regenpfütze, ist es der Tegeler See,
dessen jenseitiges Ufer man nicht sehen kann, ist es der Bodensee, an
dessen jenseitigem Ufer, ich meine stockfleckig, die andere Stadt, die
anderen Städte sich erheben, die Wellen sich bäumen gegen den Stein,
gegen die Mauer, sich wuchtend schlingen verschlingen wie tollwütiges
Haar, usw. Gegen zerscherbtes Gestade der Trubel das Getöse der Was-
sermassen, ich habe es selbst gesehen, von diesem Punkt aus, von Meers-
burg aus, von der Spitze der Anhöhe, welche mit köstlichen Pflanzungen
übersät, mit dem Zirpen von jungen dunklen Vögeln im frischbelaubten
Geäst sich mir darbot, und dies alles. Der feuchte Sand, den die Ebbe
zurückläßt, am adriatischen Meer, dieser laue feuchte Sand, in welchem
die nackten Füße sich vergraben oder Furchen mit geheimen Zeichen
zurücklassen, ich meine den Trödel der Spuren im feuchten Sand, alles
dies, und in einem umlaufenden Wolkenband, unter einem leuchtenden
Wolkenband..mari: Sumpf: stehendes Wasser, ach was / die zusammen-
hängenden Wassermassen der Erde..Der Atlantik.⁴⁰

Als Vision für die Zukunft stellt sich die Frage, wie denn die kleine Meerjungfrau unter Wasser und über Wasser gleichzeitig zu leben vermag: in der Erkenntnis und im Genießen, im Begriff und im Fließen, in der Sprache und im Körper? Für Walt Disney scheint die Sache am versöhnlichen Ende von »Arielle 2« gelöst.

Und für uns?

Anmerkungen:

- 1) Friederike Mayröcker: Das Licht in der Landschaft. Frankfurt / Main 1975. S. 31.
- 2) Vgl. auch Julia Kristevas Begriff des „Semiotischen“. In: Julia Kristeva: Die Revolution der poetischen Sprache. Frankfurt/Main 1978; und: Fremde sind wir und selbst. Frankfurt/Main 1990.
- 3) Luce Irigaray: Das Geschlecht das nicht eins ist. Berlin 1979. S. 99.
- 4) Luce Irigaray: Körper-an-Körper mit der Mutter. In: Luce Irigaray: Zur Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge. Wien 1987. S. 111.
- 5) Luce Irigaray, Das Geschlecht das nicht eins ist, S. 111.
- 6) Ebd., S. 120.
- 7) Luce Irigaray: L'oublié. Zit. nach: Naomi Schor: Dieser Essentialismus der keiner ist – Irigaray begreifen. In: Dekonstruktiver Feminismus in Amerika. Hg. von Barbara Vinken. Frankfurt / Main 1992. S. 234.

- 8) Luce Irigaray, Körper-an-Körper mit der Mutter, a.a.O., S.111.
- 9) Luce Irigaray, Das Geschlecht das nicht eins ist, a.a.O., S.115.
- 10) Ebd., S.115.
- 11) Monique Wittig: Aus deinen zehntausend Augen Sappho. Berlin 1984. S. 93.
- 12) Nach Jacques Derridas Kritik an der abendländischen Metaphysik vereinen sich bekanntlich Logozentrismus und Phallogozentrismus im Phallogozentrismus. Dieses System funktioniert, solange die Frau als das Verdrängte gilt. Die „écriture féminine“ ist eine Methode, der es um die Subversion dieser Herrschaft des Phallogozentrismus geht
- 13) Die Onto-Theologie, das heißt das Begehren nach einem transzendentalen Signifikanten, einem letzten Ort, von dem aus das binäre Denken seine Bedeutung und Stabilität bezieht, erweist sich als „Komplizenschaft des Logozentrismus und des Phallogozentrismus. Die Stimme der Wahrheit ist immer die des Gesetzes, des Gottes, des Vaters.“ An die Stelle des Ursprungs im Logos und dessen Funktion im Namen des Vaters tritt die *différance* als Wechselspiel zwischen Anwesenheit und Abwesenheit, als Prozeß der Verschiebung, der noch jenseits der Heideggerschen ontisch-ontologischen Differenz liegt. „Dieser ökonomische Begriff bezeichnet die Produktion des Differierens im doppelten Sinn dieses Wortes [*différer* – aufschieben / (von einander) verschieden sein]. Die ontisch-ontologische Differenz und ihr Grund [i.Orig.dt.] in der „Transzendenz des Daseins“ (...) wären nicht absolut ursprünglich. Die *différance* schlechthin wäre zwar „ursprünglicher“, doch könnte man sie nicht mehr „Ursprung“ und auch nicht „Grund“ nennen. Denn diese Begriffe gehören wesensmäßig in die Geschichte der Onto-Theologie, das heißt in das System, das als Auslöschung der Differenz fungiert. Diese kann jedoch nur unter der Bedingung sich selbst am nächsten gedacht werden, daß sie zunächst als ontisch-ontologische Differenz bestimmt wird, ehe man diese Bestimmung streicht. Der Weg über die gestrichene Bestimmung und die Notwendigkeit dieses schriftlichen Kunstbegriffs sind irreduzibel.“ (Jacques Derrida: Geschlecht (Heidegger). Wien 1988.)
- 14) Hélène Cixous: Weiblichkeit in der Schrift. Berlin 1977. S. 24.
- 15) In Anlehnung an Derridas „*différance*“ und „dissemination“.
- 16) Jacques Derrida: Randgänge der Philosophie. Wien 1988.
- 17) In der Tat können die gewalttätigen Übergriffe von Männer an Ehefrauen, Passantinnen und Kindern als extreme Konsequenzen eines verkappten, ins Stocken geratenen Signifikationsprozesses gelesen werden, wenn die Unfähigkeit zum flüssigen sprachlichen Austausch in eine sprachlose, unmittelbar gewaltsam-körperliche Tat umkippt.
- 18) Hélène Cixous: Die unendliche Zirkulation des Begehrens. Berlin 1977. S. 21.
- 19) Ebd., S. 22.
- 20) Ebd., S. 22.
- 21) Verena Andermatt Conley, Hélène Cixous: Writing the Feminine. Lincoln- London 1984. S. 150. Zit. nach: Toril Moi: Sexus Text Herrschaft. Bremen 1989. S. 141.
- 22) Als Beispiele aus der deutschsprachigen Literatur seien Sarah Kirsch, Helga Novak, Friederike Mayröcker, Anne Duden, Ulrike Draesner genannt.
- 23) Hélène Cixous: Die unendliche Zirkulation des Begehrens, a.a.O., S. 41.
- 24) Ebd., S. 36f.

- 25) Hélène Cixous: *Le Rire de la Méduse*. In: *L'Arc* 1975. S. 45. Zit. nach: Toril Moi: *Sexus Text Herrschaft*, a.a.O., S. 130.
- 26) Yoko Tawada: *Der Schriftkörper und der beschriftete Körper*. In: *Zuerst bin ich immer Leser. Prosa schreiben heute*. Hg. v. Ute-Christine Krupp und Ulrike Janssen. Frankfurt / Main 2000.
- 27) »propre« meint: eigen, eigentümlich, Eigentum, Eigenschaft.
- 28) Der Begriff des Eigenen hat seine theoretische Entsprechung in Derridas Heideggerlektüre: Der frühe Heidegger wird von Derrida insofern kritisiert, als in „Sein und Zeit“ unter dem Namen von Eigentlichkeit und Uneigentlichkeit noch die Problematik des „propre“ am Werk ist. Insofern kann Derridas Begriff Propriation als Aufmerksamkeit auf das Heideggersche „Ereignis“ gelten.
- 29) Hélène Cixous: *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*, a.a.O., S. 18.
- 30) Der Frau ist der Zugang zum Symbolischen verwehrt, sie bleibt dank ihrer verminderten „Kulturfähigkeit“ im Imaginären. Dem Lacanschen Gesetz des Vaters stellt Cixous die Stimme der Mutter an die Seite und kritisiert die subalterne Rolle, die dieser von der Psychoanalyse zugestanden wird. Das Symbolische hat die Stimme der Mutter abgetrennt, weshalb sich Cixous auf sie beruft: „... die Stimme der Mutter, heißt, Archaischeres hervortreten zu lassen“ (Hélène Cixous: *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*, a.a.O., S. 43).
- 31) Hélène Cixous: *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*, a.a.O., S. 30.
- 32) Der Begriff der „Gabe“ geht ursprünglich auf den Ethnologen und Soziologen Marcel Mauss zurück. Vgl. Marcel Mauss: *Die Gabe*. Frankfurt / Main 1994.
- 33) Jacques Derrida: *Mémoires. Für Paul de Man*. Wien 1988. S. 200.
- 34) Jacques Derrida: *Sporen. Die Stile Nietzsches*. In: Werner Hamacher (Hg.): *Nietzsche aus Frankreich*. Frankfurt am Main / Berlin 1986. S. 157.
- 35) Jacques Derrida: *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Lois Houdebine, Guy Scarpetta*. Wien 1986. S. 184.
- 36) Marguerite Duras, zit. nach: Gisela Ecker: *Poststrukturalismus und feministische Wissenschaft – eine heimliche oder unheimliche Allianz?* In: *Frauen-Weiblichkeit-Schrift*. Berlin 1985. S. 17.
- 37) Hélène Cixous: *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*, a.a.O., S. 34.
- 38) „Je veux vulve“ – „Ich will Vulva“. Mit diesen Worten engagiert sich Cixous dafür, daß Frauen beginnen, sich positiv mit ihrer Weiblichkeit auseinanderzusetzen, anstatt länger innerhalb der symbolischen Ordnung eine Randbemerkung zu sein oder sich auf das Freudsche Programm des Penisneids einzulassen. Im Raum des Imaginären, an dessen Stelle man auch die Begriffe Unbewußtes oder Weibliches setzen könnte.
- 39) Hélène Cixous: *Sorties*. Zit. nach: Drucilla Cornell: *Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion* In: Barbara Vinken (Hg.): *Dekonstruktiver Feminismus. Literaturwissenschaft in Amerika*. Frankfurt/Main 1992. S. 302.
- 40) Friederike Mayröcker: *Magische Blätter V*. Frankfurt/Main 1999. S. 29.

Bibliographie:

- Andersen, Hans Christian: *Die kleine Seejungfrau*. Zit. nach: *Gesammelte Märchen*. Frankfurt / Main 1982.
- Cixous, Hélène: *Weiblichkeit in der Schrift*. Berlin 1977.
- Cixous, Hélène: *Die unendliche Zirkulation des Begehrens*. Berlin 1977.
- Cornell, Drucilla: *Das feministische Bündnis mit der Dekonstruktion*. In: Barbara Vinken, a.a.O.
- Derrida, Jacques: *Grammatologie*. Frankfurt/Main 1974.
- Derrida, Jacques: *Sporen. Die Stile Nietzsches*. In: Werner Hamacher (Hg.): *Nietzsche aus Frankreich*. Frankfurt / Main – Berlin 1986.
- Derrida, Jacques: *Positionen. Gespräche mit Henri Ronse, Julia Kristeva, Jean-Lois Houdebine, Guy Scarpetta*. Wien 1986.
- Derrida, Jacques: *Randgänge der Philosophie*. Wien 1988.
- Derrida, Jacques: *Geschlecht (Heidegger)*. Wien 1988.
- Derrida, Jacques: *Mémoires. Für Paul de Man*. Wien 1988.
- Ecker, Gisela: *Poststrukturalismus und feministische Wissenschaft – eine heimliche oder unheimliche Allianz*. In: *Frauen – Weiblichkeit – Schrift*, Berlin 1985.
- Götze/Hermand/Mattenkloß u.a. (Hg.): *Frauen-Weiblichkeit-Schrift*. Berlin 1985
- Irigaray, Luce: *Das Geschlecht das nicht eins ist*. Berlin 1979.
- Irigaray, Luce: *Zur Geschlechterdifferenz. Interviews und Vorträge*. Wien 1987.
- Irigaray, Luce: *L'oublié*. Zit. nach Schor, a.a.O.
- Kristeva, Julia: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt / Main 1978.
- Kristeva, Julia: *Fremde sind wir uns selbst*. Frankfurt / Mai 1990.
- Lacan, Jacques: *Schriften I*. Weinheim / Berlin 1986.
- Lacan, Jacques: *Schriften II*. Weinheim / Berlin. 1991.
- Lacan, Jacques: *Seminar XI (Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse)*. Weinheim / Berlin 1987.
- Lacan, Jacques: *Seminar XX (Encore)*. Weinheim / Berlin 1986.
- Lacan, Jacques: *Radiophonie. Television*. Weinheim / Berlin 1990.
- Mauss, Marcel: *Die Gabe*. Frankfurt / Main 1994.
- Mayröcker, Friederike: *Das Licht in der Landschaft*. Frankfurt / Main 1975.
- Mayröcker, Friederike: *Magische Blätter V*. Frankfurt / Main 1999.
- Moi, Toril: *Sexus – Text – Herrschaft*. Bremen 1989.
- Schor, Naomi: *Dieser Essentialismus der keiner ist – Irigaray begreifen*. In: Vinken, a.a.O.
- Tawada, Yoko: *Der Schriftkörper und der beschriftete Körper*. In: *Zuerst bin ich immer Leser. Prosa schreiben heute*. Hg. v. Ute-Christine Krupp u. Christine Janssen. Frankfurt / Main 2000.
- Vinken, Barbara (Hg.): *Dekonstruktiver Feminismus*. Frankfurt / Main 1992.
- Wittig, Monique: *Aus deinen zehntausend Augen Sappho*. Berlin 1984.